



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bilder aus dem afrikanischen Missionsleben.

Die königliche Leibwache, von den beiden Oberfeldherrn geführt, reitet zu beiden Seiten des Regus, je einen Bogenschuß weit entfernt. So kommt es, daß der ganze Zug auf flachem Felde einen Raum von anderthalb Meilen in der Breite einnimmt. Wird die Straße enge, so bildet die zur Rechten des Fürsten reitende Leibwache den Vortrab, die zur Linken den Nachtrab, immer in der Entfernung eines Bogenschusses.

Hinter dem Regus folgt der Haushofmeister mit zweihundert Leuten, die Körbe mit Weizenbrot und Krüge mit Wein auf dem Kopf tragen. Somit ist für alles bestens gesorgt, und jedermann muß gestehen, daß diese Schwarzen eine Pracht und einen königlichen Pomp entwickeln können, der selbst den Weißen in hohem Grade imponiert. (Fortsetzung folgt).

Vorliebe der Kaffern für die Jagd.

Ukuzingela, auf die Jagd gehen, ist etwas, was dem Kaffer beinahe beständig im Kopf umgeht. Ja, in der guten alten Zeit, da noch keine Weißen waren, und es deshalb noch keine so lästigen Jagdgesetze gab, da konnte jeder jagen nach Herzenslust. Aber jetzt! — O diese Weißen mit ihren leidigen Gesetzen!

Natürlich denkt der kurzsichtige Schwarze nicht daran, daß im ganzen Land schon längst alles Wild ausgerottet wäre, wenn man ihn noch einige Jahrzehnte länger in der gewohnten Weise seiner ungezügelten Jagdlust hätte fröhnen lassen. Das wußten die Weißen, und daher ihre Jagdgesetze. Gegenwärtig ist keinem Kaffern mehr erlaubt, im Wald zu jagen; ich sage nicht, daß es jetzt keiner mehr tue, denn der Gang zur Jagd ist im Kaffer so stark, daß er sich einfach über alle Schranken hinwegsetzt, sobald er nur irgendwie glaubt, es ungestraft tun zu können. Schußwaffen getrauen sie sich allerdings nicht zu gebrauchen, denn das würde sie sofort verraten; man jagt also mit dem Umkonto, einer Art Lanze, die sie mit erstaunlicher Sicherheit zu werfen wissen. Treffliche Dienste leisten ihnen hierbei auch ihre Hunde.

Zuweilen wird jedoch von der Regierung eine allgemeine Treibjagd veranstaltet. Da darf der Kaffer auch mittun, was er sich natürlich nicht zweimal jagen läßt. So eine Treibjagd nun ist für ihn ein wahres Festessen; man muß das mitangesehen haben. Alles ist da auf den Beinen: Männer, Burschen und größere Knaben, alles, was nur laufen kann. Wer so glücklich ist, ein Gewehr zu besitzen, sucht es für diesen Tag gehörig instand zu setzen; die anderen begnügen sich mit ihrer Lanze. Uebrigens lehrt die Erfahrung, daß selten ein Schwarzer mit seinem Gewehr etwas trifft, daß dagegen die mit bloßer Lanze bewaffneten nach dem Ukuzingela die größte Beute aufzuweisen haben. Das nimmt jedoch dem Schwarzen seine Vorliebe für Schußwaffen nicht.

Beim Jagen gehen sie ähnlich voran wie die Jäger in Europa. Da die Wälder nicht sehr groß sind, so werden sie leicht von einigen hundert Kaffern umstellt. Die Weißen und die mit den Schußwaffen versehenen postieren sich auf der einen Seite des Waldes; von der anderen bringen die Umkonto-Träger vor, scheuchen das Wild und treiben es in die Enge. Was aber dieses Vorgehen bedeutet, weiß nur jener, der einmal einen Urwald im Innern gesehen hat. Da heißt es gehen, kriechen, klettern, rutschen, laufen über Berg und Tal, über Stock und Stein, durch Bäche und Sümpfe, durch Gras

und Schilf, durch wildverwachsenes, stachelichtes Schlingengewächs und Dornengebüsch, daß Gott erbarm! Jeder tut da nicht mit. Ein Weißer, der so etwas nicht gewohnt ist, streckt da schon in der ersten Stunde die Wästen. Anders der echte Kaffer; er kennt bei solchem Anlaß keine Ermüdung, kein Hindernis. Das eine Wort „ukuzingela“ und dazu die ungezügelte Gier nach „inyama, Fleisch“, wirken bei ihm wie ein Zauberswort. Uebrigens ist ihm die Jagd an sich ein Hochgenuß, auch wenn er nichts dabei bekommt, denn da kann er sich wieder einmal nach Herzenslust ausschreien und austoben.

Wer ein Wild erlegt hat, ist natürlich Eigentümer desselben; das Gegenteil ginge dem Schwarzen einfach über seinen Horizont. In ihrer gutmütigen Weise sind aber die Kaffern gerne bereit, ihre Beute mit anderen zu teilen. Da sitzen sie dann so lange zusammen und essen und schmausen, bis einfach alles aufgezehrt ist. Bekanntlich leistet jeder Schwarze im Essen ganz Unglaubliches. Die Mahlzeit wird durch entsprechende Unterhaltung gewürzt, wobei natürlich jeder bedacht ist, seine Gewandtheit und Geschicklichkeit im Jagen zur gebührenden Anerkennung zu bringen. Doch muß jeder wenigstens ein Wild erlegt haben, um hier mit Ehren mitreden zu dürfen. Auch der Kaffer spricht hier Latein, ich meine jene Weltsprache des Jägerlateins. Sörnen wir ihnen dieses Vergnügen; der Mensch ist doch schließlich überall der gleiche.

Bilder aus dem afrikanischen Missionsleben.

Missionsstation M. Einsiedeln. — Es war Ende September v. J. und Sonntag. Die Kirche feierte das Fest vom unbefleckten Herzen Maria, und da hätte ich nur allzu gerne der am Umlaasi-Flusse wohnenden schwarzen Christengemeinde den Sonntagsgottesdienst gehalten. Allein es stiegen mir allerlei Bedenken auf. Die Entfernung betrug 16 Kilometer, es war kalt und der Himmel hing voll schwarzer Regenwolken. Würden bei solchem Wetter auch viele Kirchenbesucher kommen? Die Kaffern wohnen bekanntlich weit zerstreut, haben oft viele Stunden bis zur nächsten Missionsstation und fürchten die Kälte gar sehr. Wenn es nicht absolut sein muß, geht er an kalten Tagen nicht leicht aus seiner Hütte, in der immer ein warmes Feuerchen brennt, heraus.

Schließlich machte ich mich doch auf den Weg, d. h. ich zog mein zweirädriges Wägelchen hervor, belud es mit den Meß-Utensilien, Altartüchern, Altarstein, Meßbuch, Kelch, Blumen-Vasen, Kerzen usw., kurz mit allem, was man eben zur hl. Messe an einem Orte, wo nichts zu haben ist, braucht, nahm für mich selbst noch eine Kleinigkeit zum Frühstück mit und kutschierte dann mit meinem braven Köhlein dem Umlaasi-Flusse zu. Es ging alles gut. Ich fand eine Menge braver Christen versammelt, die voll Eifer dem Worte Gottes lauschten und sich gar sehr freuten, wieder dem hl. Meßopfer beizuwohnen zu können; und so saß ich nachmittags 3 Uhr wieder auf meinem Wägelchen und fuhr nach M. Einsiedeln zurück. Mein Köhlein war hungrig und griff tüchtig aus, um bald wieder im Stall und an der vollen Krippe zu stehen; ich aber hatte das Herz voll Freude und jubelte innerlich auf in dem erhebenden Bewußtsein, wieder ein gutes Werk vollbracht zu haben. Mein Geist weilte noch immer bei den braven Neuchristen am Umlaasi. Sie hatten heute hl. Messe gehabt, viele waren zu den hl. Sakramenten gegangen; ich hatte Predigt und Katechese

gehalten und konnte dabei jedem meiner Zuhörer die stille Freude und den seligen Gottesfrieden vom Gesicht ablesen. Dazu war heute der Tag des Herrn und zugleich ein schönes Muttergottes-Fest, kurz, ich war glücklich im innersten Herzensgrunde und dankte dabei aufs neue dem Herrn für die Gnade des Berufes. Es ist doch etwas Schönes, Ordensmann und Missionar zu sein; und alle Opfer, die damit verbunden sind, nimmt man gerne mit in den Kauf.

Mit solchen Gedanken und Gefühlen kam ich durch einen kleinen Wald. Es ging etwas bergab, ich ließ mein Kößlein ruhig traben und summite dabei für mich das bekannte Lied:

„Maria zu lieben, ist
allzeit mein Sinn,
In Freuden und Leiden
ihr Dener ich bin.
Mein Herz, o Maria,
brennt es ja zu dir,
In Liebe und Freude,
o himmlische Bier!“

Da plötzlich ein Ruck, der Gaul wird scheu und ich fliege im Bogen auf die Straße heraus. Wie kam denn das? Kuli, schwarzbraune Indier, hatten mit einem großen, weißen Hund im Walde gejagt. Wie nun plötzlich dieser Hund aus dem Busche herausprang, scheute das Pferd, sprang mit dem Wägelchen auf die Straßenhöschung und stürzte hin, während ich selbst nach rechts herausgeschleudert wurde, wobei aber meine Füße sich in die Zügel verwickelten, die ich an der Sattellehne festgebunden hatte.

Es hätte schlimm ausfallen können, doch Gott und meinem hl. Schutzengel sei's gedankt, ich kam mit dem bloßen Schrecken und einigen Hautabschürfungen davon. Bevor ich noch recht wußte, was eigentlich geschehen sei, stand ich wieder aufrecht da, ein Kuli hielt mich liebevoll

am Arm, andere bemühten sich um das erschrockene Kößlein. Alles, Mann und Roß und Wagen, war ohne Bruch und Schaden, und so bestieg ich nach kurzer Rast mein Wägelchen wieder und fuhr schön langsam und be-



Wettbewerb im Sadlaufen. (Mädchenschule der Mariannehauer Missionsstation Lourdes.)

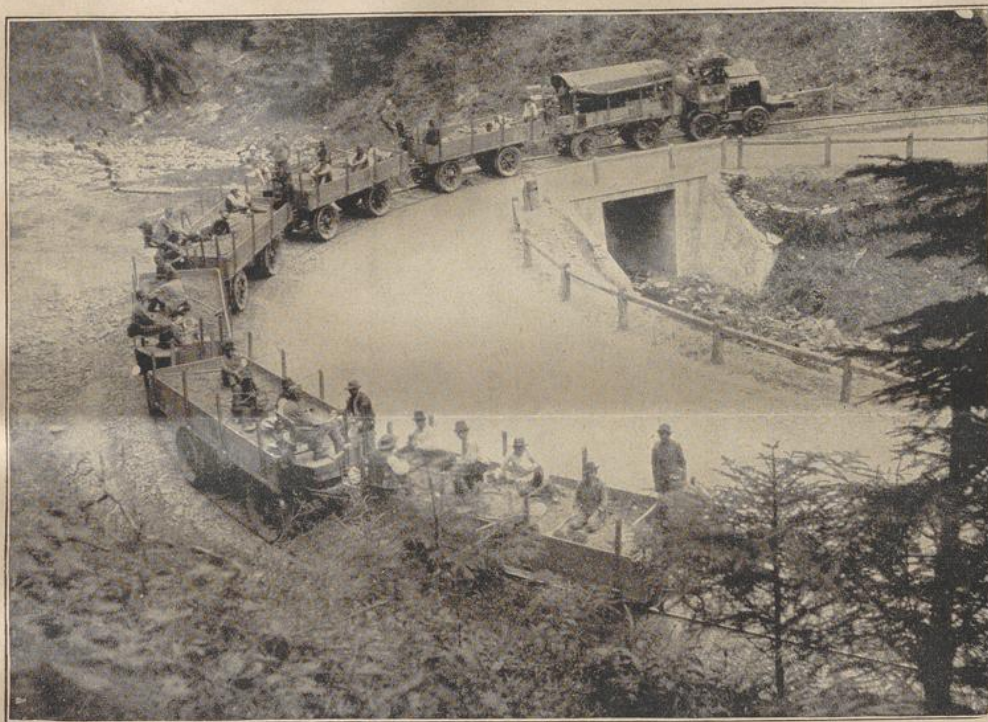
dächtig — denn ich war um eine Erfahrung reicher geworden — der im Tale liegenden Missionsstation zu.

Ich dachte wiederholt, der böse Feind habe mir da einen Schabernack gespielt, um mir die schöne Festfreude zu verderben. Möglich, daß er dahinter war; was ver-

Eines Tages fehlte er in der Schule. Als ich nach dem Grunde fragte, hieß es, der andere Knabe, der ihm bisher seine Hose geliehen habe, benötige sie selbst. Daraufhin ließ ich Bangane jagen, wenn er brav sei und fleißig lerne, würde ich ihm ein Höschen nebst Jacke schenken. Freudestrahlend kam der Kleine am folgenden Tag wieder in die Schule. Er hatte bloß ein Lendenschürzchen an und seines Vaters alte Jacke; Hemd und Hose fehlten. Als ich ihm nun ein abgetragenes, fadenscheiniges Höschen nebst einer alten Mädchenjacke überreichte — ich hatte eben nichts anderes mehr —, fand er kaum Worte des Dankes genug. So reich war er noch nie beschenkt worden. Pünktlich kam er fortan wieder zur Schule; ja manchmal stand er schon um 6 Uhr früh vor der Türe, obgleich er einen Weg von einer vol-

vor den Menschen arm, vor Gottes allwissendem Auge gewiß reich und wohlgefällig. Wohl blickte Bangane zuweilen recht wehmütig zu den übrigen Knaben hin, von denen jeder wenigstens am Sonntag eine ordentliche Hose und eine ganze Jacke anhatte, doch ihm war so ein Glück nicht beschieden. Der Vater war ja arm und lag, wie gejagt, bei Verwandten.

Schließlich kam doch Hilfe. Der Vater brachte, ich weiß nicht woher, so viele Pfennige zusammen, um seinem Jungen wieder eine Jacke kaufen zu können; ich selber schenkte ihm ein neues Höschen, und das Christkind brachte ein Hemd! Bangane sang und sprang und hüpfte vor Freude. Seinen Dank stattete er, wo möglich, durch doppelten Eifer ab. Wenn bei recht rauhem Regenwetter auch alle Tagesjünger ausblieben, er war



Aus Rumänien. Ein Schotterzug.

Phot.: Wiener Ill.-Biro.

len Stunde zu machen hatte. Eine Uhr gibt es natürlich im Kafferkraale nicht, und die Furcht, etwa den Religionsunterricht zu versäumen, ließ den Kleinen nicht länger schlafen. Auch im Winter und beim schlechtesten Regenwetter kam er Tag für Tag, wohnte Vormittags dem Unterrichte bei und hütete Nachmittags die wenigen Ziegen seines Vaters und der Verwandten. Den weiten Schulweg mußte er meistens nüchtern machen. Wo hätte der arme Knabe auch ein Essen hernehmen sollen, zumal in so früher Morgenstunde? Niemand kümmerte sich um ihn.

So verging ein halbes Jahr und darüber. Bangane kam immer noch zur Schule. Das alte Höschen, das ich ihm gegeben hatte, hing ihm zuletzt in Fetzen vom Leibe, und die Mädchen-Jacke hatte schon längst keine Aermel mehr. So kam er auch Sonntags zur hl. Messe und kniete da in auferbaulichster Andacht mit schön gesalbeten Händen ganz vorn bei den übrigen Schulkindern,

sicherlich da und lernte und schrieb und las aus Leibeskräften.

Wer von unsern geehrten Lesern und Leserinnen bettet für den guten Jungen ein Vater unser um die Gnade der Beharrlichkeit und daß ihm der liebe Gott das Glück und die Freude schenkt, in Wälde zur hl. Taufe zugelassen zu werden?

Schwester M. Amata, C. P. S.

Rosa von Tannenburg.

13. Kapitel.

Rosas edelmütige Gesinnungen.

Indessen hatte Thekla den geretteten Knaben der Mutter gebracht. Die Mutter fühlte in diesem Augenblicke ihre Krankheit nicht mehr, stürzte auf ihn zu, umfaßte ihn mit beiden Armen, benezte ihn mit Freuden-